



Philipp Mattheis

Irgendwann passiert alles
von allein

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm
von dtv und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtv.de



Originalausgabe
© 2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Andrew Holt
Lektorat: Katja Frixe
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Sabon 11/14,5'
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24887-7

Für Sam und alle anderen

»Ich erinnere mich an die Zeit, als ich auf der Straße einen abgewetzten, uralten halben Real fand und feststellte, dass sein Wert für mich dadurch wesentlich gesteigert wurde, dass ich ihn nicht verdient hatte. Ich erinnere mich, dass ich zehn Jahre später in Keokuk eine Fünfzigdollarnote auf der Straße fand, und auch in diesem Fall erhöhte der Wert der Banknote sich sehr wesentlich durch die Betrachtung, dass ich sie nicht selber verdient hatte. Ich erinnere mich an die Zeit, da ich, nach einem Zwischenraum von acht Jahren, in San Francisco, seit drei Monaten ohne Arbeit und ohne Geld, bei der Kreuzung der Commercial- und der Montgomery-Street ein Zehncentstück fand und merkte, dass dieses Zehncentstück, weil ich es nicht verdient hatte, mir mehr Freude bereitete, als hundert verdiente Zehncentstücke mir bereitet hätten. Im Verlauf meines Lebens habe ich etliche Hunderttausend Dollar verdient, doch gerade weil ich sie verdient hatte, besaßen sie für mich keinen anderen als ihren Geldwert und so sind die Einzelheiten, die Daten ihres Eingangs in meinem Gedächtnis verschwommen und in vielen Fällen meinem Gedächtnis überhaupt entschwunden. Wie dauerhaft, wie brennend lebenskräftig ist dagegen die Erinnerung an die drei unverdienten Funde!«

Mark Twain

Null

Als ich Sam wiedertraf, sah er aus wie eine Kugel. Es war Anfang April und es nieselte. Er kam mir entgegen, sprach meinen Namen fragend. Till und sein Freund standen neben mir und sie waren von dem stammelnden, dicken Männchen irritiert. Mir war all das unangenehm: ihn ausgerechnet jetzt und hier wiederzutreffen, im Vorbeigehen, im Dunkeln, müde von der Arbeit. Er trat von einem Fuß auf den anderen und stotterte wie damals. Sagte, dass er auf dem Weg nach Hause zu seinen Eltern in Meining sei und dass er jetzt in München in Giesing wohne. Ich sagte, dass ich hier in der Gegend wohne, und beide wussten wir nichts mit diesem Wiedersehen anzufangen. Till und sein Freund sagten nichts.

Es gibt nichts zu bedauern, es gibt keine Schuld. Jeder von uns war für sich selbst verantwortlich und das bisschen Verantwortung füreinander, das man uns auferlegen könnte, entschuldigt unsere Jugend. So einfach ist das.

Natürlich hätte ich ihn besuchen können. Weil Schenz ja tot war, und Leo hatte ich seit der Geschichte nie wieder gesehen. Aber als alles endlich wieder eini-

germaßen normal war, wollte ich die Zeit von damals ruhen lassen. Und ich wusste ja nicht, dass Sam ewig lang drinbleiben würde. Anfangs dachte ich ja, in einer Woche wäre er wieder da. Und später, da wäre es einfach komisch gewesen – ich wusste ja nicht einmal, in welcher Anstalt er war. Und wenn ich es gewusst hätte, was hätte ich denn sagen sollen: »Hey Sam, cool, dass wir uns nach drei Jahren mal wieder sehen. Wie geht's denn so?« Wäre das nicht noch komischer gewesen?

Ich sehe Sam auf dem Beton der Halbpipeline in der Sonne liegen mit seiner beigen Baggy und einer beigen Jacke und dem leicht idiotischen Blick, wie er Leo angrinst. Ich sehe, wie er die einfachsten Skateboardtricks nicht stehen kann, weil er sie nicht geübt hat, und wie er aus Zorn darüber sein Skateboard in die Büsche schleudert. Ich sehe ihn in der Badewanne sitzend wirres Zeug sprechen. Ich sehe uns beide uns vier umarmend, lachend, schreiend, Geldscheine in die Luft werfend. Ich sehe mich mit ihm einige der besten Monate meines Lebens verbringen.

Und nun stand er vor mir und sah aus wie ein Michelin-Männchen, seinen massigen Körper in eine Daunenjacke gestopft. Wie damals waren seine Haare auf drei Millimeter kurz geschoren. Immer wieder bohrte er mit der Zunge in seinen Hamsterbacken. Vielleicht weil er wieder Zahnweh hatte, so wie früher, als er vier Jahre nicht gegangen war und ihm der Zahnarzt in Meining keinen Termin mehr gab, weil er zuvor fünf davon nicht

eingehalten hatte. Stehen geblieben, dachte ich mir, er ist stehen geblieben. Vor Jahren war ein Fenster aufgegangen, Sam hatte alles hereingelassen, das Glück und das Unglück. Als es sich ein paar Monate später schloss, musste Sam mit dem Gerümpel, das er nun in sich trug, zurechtkommen. Er tat es nicht. Das Fenster zur Welt ging nie wieder auf.

Ich kramte alles hervor, was ich an Small-Talk-Kunst gelernt hatte, klapperte all die Fragen ab, die man einem Menschen so stellt, den man lange nicht gesehen hat. Ich fragte, wo er wohne, was er mache, jetzt und überhaupt. Und er fragte mich, ob ich nicht endlich dieses Abitur hätte. Er brauchte wie früher drei Anläufe, um das Wort herauszupressen, er sagte »A-A-Abitur«. Ich sagte ja, und dass ich gerade Zivi mache. Sam sagte, das mit dem Abi, das wolle er sich auch noch mal überlegen und es nachholen. Ich dachte mir, dass das bestimmt nicht stimme, denn Sam war immer einfach gewesen, nicht dumm oder so, aber eben auch keiner, der eine Kurvendiskussion machen kann oder was von Goethe liest und dann darüber eine Interpretation schreibt, die der Lehrer halbwegs gut findet. So ein Typ war Sam nie gewesen.

Till und sein Freund sagten immer noch nichts, sondern zogen an ihren Zigaretten und blickten mal zu Sam, mal zu mir, um sich dann wieder in die Augen zu sehen. Tills Freund war gerade aus Berlin gekommen und Till hatte ihn vom Bahnhof abgeholt. Ich hatte die beiden zufällig getroffen, und anstatt nur ein paar Worte zu wechseln, hatte ich Till um eine Zigarette an-

geschnorrt und plötzlich war Sam gekommen – nach fünf Jahren war er einfach so aufgetaucht. Nun standen wir alle vier hier, verbunden für diese eine Zigarette, die fast zu Ende geraucht war.

Es war Sam, der die Spannung löste. »Ich m-muss jetzt los. Mach's gut.«

Wir gaben uns die Hand, kein cooler Handschlag. Damals waren unsere Handflächen immer übereinandergeglitten, bis zum zweiten Fingerglied, wo sie sich verhakten und dann mit einem Schnalzen auseinandergerissen wurden. Und vor diesem Gruß hatten wir uns immer nur die Flächen der Finger gereicht, nie aber die Handfläche. Alle hatten das so gemacht, damals in Meining, bevor es losging. Als es losgegangen war, klatschten die Handflächen ineinander und die Finger schnalzten, als sie sich wieder trennten. Aber heute gaben wir uns nur die Hand, wie sich Millionen Menschen auf dieser Welt die Hand geben: Sie umschließen sich gegenseitig, drücken kurz und verlieren sich dann wieder. Die Straßenbahn kam und Sam stieg ein.

Ich fragte ihn nicht nach seiner Telefonnummer. Vielleicht – und dafür schäme ich mich jetzt – weil es mir peinlich war, weil ich nicht wollte, dass Till und sein Kumpel dachten: Was kennt der denn für Leute? Andererseits: Es wäre auch nur ein lächerlicher Pro-forma-Akt gewesen, weil ja doch keiner von uns beiden den anderen angerufen hätte.

Wir hatten uns nichts mehr zu sagen, wir lebten in verschiedenen Welten. Ich war Zivi für geistig Behin-

derte, und Sam, Sam brauchte vielleicht selbst einen Zivi.

Es gibt nichts, was uns verbindet – außer dieser Geschichte.

Oder?

Eins

Nachdem Sam zwei Zigaretten hintereinander geraucht hatte, stieg er auf sein Skateboard. Mit dem linken Fuß schob er dreimal kräftig an und rollte auf einen kniehohen Betonblock zu, auf dessen Oberseite eine Metallstange eingefasst war. Doch anstatt, wie eigentlich geplant, kurz vor dem Block sein Brett mit einer schnellen Bewegung in der Luft quer zu stellen und auf der Stange entlangzurutschen, passierte etwas anderes: Sam drehte sein Brett zu früh. Noch bevor er die Stange erreicht hatte, stolperte er, fiel hin und landete mit seinem Knie direkt auf dem Metall. Er stand auf, fluchte, nahm sein Skateboard und schleuderte es gegen die Halfpipe, an der es scheppernd abprallte und liegen blieb.

Die Flüche, die er aus seinem Mund spuckte, wirkten lächerlich. Sam stotterte nämlich. Und zwar immer dann, wenn er aufgeregt war. Nicht so stark, dass er deswegen die ganze Zeit aufgezogen worden wäre. Es hatte sich seit der Grundschule auch schon ziemlich gebessert. Im ersten Jahr, als er neu in die Klasse gekommen war, verstand ihn kaum einer, weswegen Sam wiederum ein Jahr lang überhaupt nicht gesprochen

hatte. Er hatte wirklich das ganze dritte Schuljahr so gut wie kein Wort gesagt. Irgendwann hatte er dann so eine Therapie gemacht, wo Leuten das Stottern abtrainiert wird, und dann wurde es langsam besser. Jetzt stockte er nur noch an den Wortanfängen. Es war nicht so schlimm, dass ihn alle verarschten oder so. Aber ab und zu schmunzelten Leute über ihn. Sam merkte das natürlich irgendwie und manchmal kam dann alles zusammen: dass er als Einziger auf die Realschule ging anstatt auf das Gymnasium, dass er keine Freundin hatte wie Schenz und dass er nicht so viel Geld von seinen Eltern bekam, um sich Dinge wie einen Stüssy-Pullover leisten zu können. Er war ja nicht blöd oder so. Und dann passierte es, dass Sam einfach gar nichts mehr sagte. So wie in der Grundschule: Er blieb einfach stumm.

Jetzt aber schrie Sam: »Sch-sch-scheiß S-Skaten!«

Schenz, der Sams Vorhaben von Anfang an beobachtet hatte, lachte. Wenn Schenz lachte, klang das wie Blech, das auf Asphalt klappert. Während er vor sich hin schepperte, strich er sich immer wieder seine schwarzen Strähnen hinter die Ohren. Sams Gesicht lief puterrot an und einen Moment dachte ich, er würde jetzt wieder einen Tag lang nichts mehr sagen. Doch Sam zündete sich die dritte Zigarette an und sagte dann zu Schenz: »Halt's Maul. D-d-du kannst es ja gar nicht!«

»Will ich ja auch gar nicht.« Aus seinem Lachen war ein schadenfrohes Grinsen geworden. »Habe ich nie vorgehabt.«

Sam sah jetzt zu mir, doch als ich es bemerkte, wandte

ich meinen Blick in Richtung Bahnhof. Ich wollte mich nicht einmischen, sie stritten zu oft, fand ich.

»Du liegst auch den ganzen Tag im Bett rum und vögelst Sina, und wenn du alleine bist, wichst du. T-t-tolles Leben, Sch-Schenz.«

Schenz wusste nicht mehr, was er darauf antworten sollte. An dem, was Sam ihm als vermeintliche Beleidigung entgegenraunzte, konnte er gar nichts Schlechtes finden. Außerdem war es im Großen und Ganzen die Wahrheit. Schenz verbrachte einen Großteil seiner Freizeit im Bett – zu zweit oder alleine. Wir alle waren neidisch auf ihn. Er war der Einzige, der eine richtige Freundin hatte. Eine, die ziemlich gut aussah und die manchmal sogar witzig sein konnte, was ja nicht viele Mädchen waren. Anfang des Jahres hatte sie der Deutschlehrer zu einem Einzelgespräch gebeten, so eine Art Psycho-Vorstellungsrunde, in dem er sie gefragt hatte, welches Tier sie gerne wäre. »Koalabär«, hatte Sina gesagt. Und da sie als Erste dran gewesen war, weil Sinas Nachname mit A begann, hatte sie der ganzen Klasse eingebläut, die Frage des Lehrers ebenfalls mit »Koalabär« zu beantworten. Und weil alle 30 Schüler auf die Frage »Welches Tier wärest du gerne?« mit »Koalabär« antworteten, funktionierte das Psycho-Konzept des Lehrers jetzt überhaupt nicht mehr. Ich zumindest fand das verdammt witzig. Aber Sina hatte was gegen das Kiffen. Auf jeden Fall hatte sie was dagegen, dass Schenz kiffte. Bei uns anderen war es ihr im Prinzip egal, aber Schenz war schließlich ihr Freund, an den hatte sie Ansprüche. Schenz und Sina waren seit drei

Monaten zusammen und seit vier Wochen hatten sie Sex miteinander. Wir wussten das sehr genau: Schenz erzählte uns fast täglich alle Details: welche Stellung, wo (im Bett, im Wald oder in der Badewanne) und wie oft. Wir waren uns sicher, dass Schenz dabei ganz schön übertrieb, doch wenn auch nur zehn Prozent seiner Geschichten wahr waren, dann war Schenz auf jeden Fall eine Sex-Machine im Vergleich zu uns.

»Du musst halt öfter üben«, sagte Schenz. »Die Skater in der Stadt fahren jeden Tag zwei, drei Stunden. Wenn du einmal die Woche den Trick übst, brauchst du nicht glauben, dass du ihn kannst.«

»Ich will hier weg«, sagte Sam, ohne zu stottern. Er setzte sich auf den Beton und holte aus seinem Rucksack einen Tetrapak Eistee heraus. Als er getrunken hatte, reichte er ihn wortlos Schenz und sah in die andere Richtung, dort wo die Gleise in Richtung Stadt verliefen. Ein Friedensangebot. Schenz nahm den Eistee an und grinste in sich hinein.

»Klar, zieh halt weg. Lass dir vom Jugendamt eine Wohnung in München besorgen. Dann wird bestimmt alles besser werden. Wenn dich jede Woche eine Tante vom Jugendamt besucht, um zu schauen, dass du nicht zu viel kiffst.«

»B-b-bestimmt b-b-besser«, sagte Sam, ohne zu merken, dass Schenz das ironisch gemeint hatte.

Ich blickte immer noch auf die Bahnstrecke. Ich hatte geschwiegen. Ich hatte mich nicht eingemischt. Beide hatten irgendwie recht, so wie immer alles zwei Seiten

hatte, was wiederum furchtbar nervte, weil alles ständig hinterfragbar, relativ, auf jeden Fall nicht ganz eindeutig war. Die Vorstadt mit ihren weiten Wegen, den Reihenhäusern, den Vorgärten und den ganzen Untoten, die darin lebten, war wirklich unerträglich. Ich meine, in einem Film, nicht jetzt ›Terminator‹ oder so was, sondern in einem normalen Film, passiert etwas, aber in der Vorstadt passierte überhaupt nichts. Und weil das so ist, fühlt sich ein guter Film manchmal mehr nach Leben an als die Realität ... wenn man das so sagen kann. Auf jeden Fall war nichts los. Und trotzdem hatte Schenz auch recht, weil er doch eigentlich nur meinte, alles wäre besser und leichter zu ertragen, wenn wir wie er endlich mal eine Freundin hätten.

Von der Halfpipe zur S-Bahn waren es nur etwa zehn Minuten. Dazwischen lag eine Art Wiese, auf der aber für eine Wiese ziemlich viele Steine herumlagen. Vielleicht war es auch ein Steinfeld, auf dem ein bisschen Gras wuchs. Jedenfalls konnten wir von der Halfpipe aus die S-Bahn kommen sehen. Wir wussten nie genau wann, aber immer irgendwann am Nachmittag spuckte der Zug Leo aus. Ich war zwar kurzsichtig, doch ich erkannte Leo immer schon von Weitem, weil Leo anders ging als andere Menschen. Vor einem Monat war er von der Schule geflogen, weil er einem Mitschüler auf dem Pausenhof Gras verkauft hatte. Und seitdem hatte er sich alle Attitüden eines echten Rebellen zugelegt. Seine Schritte waren breit und kräftig und behielten, auch wenn er schnell ging, etwas Würdevolles. Ich

wusste nicht, wie er das machte, aber es sah einfach gut aus, wenn er ging.

Als er Schenz, Sam und mich sah, lächelte er und beschleunigte seine Schritte. Seine Augen verengten sich zu kleinen respektlosen Schlitzern, mit denen er der Langeweile den Krieg erklärt hatte: den Lehrern, den Erwachsenen, der Vororttristesse. Sam sprang auf.

»Sam!« Ihre Hände klatschten ineinander.

Leo nannte jedes Mal denjenigen beim Namen, den er begrüßte. Er sagte »Schenz« und sie gaben sich die Hand, und er sagte »Johannes« und wir gaben uns die Hand. Ich fand dieses dauernde Beim-Namen-Nennen ein bisschen pseudowichtig, aber ich musste sagen, dass es funktionierte: Jeder, den Leo beim Namen nannte, kam sich in diesem Moment wichtig vor, sogar ich, obwohl ich ja wusste, dass das irgendwie ein Trick war.

Leo setzte sich auf den Boden und öffnete seinen Seesack. Seit er von der Schule geflogen war und ihn seine Eltern vor die Tür gesetzt hatten, weil er immer wieder ungefragt alle Leute zu einer Party bei sich zu Hause eingeladen hatte, die dann mit seiner Erlaubnis in alle Zimmerpflanzen geascht hatten, trug er immer ein paar Klamotten bei sich. Er schlief abwechselnd bei Freunden. Er ging nicht mehr zur Schule, er wohnte nicht mehr daheim – er war der freieste Mensch geworden, den wir kannten. Er war wie eine Pflanze, der man den Ziehstock genommen hatte.

»Sag bloß, du hast was?«, fragte Sam.

Anstatt zu antworten, kramte Leo aus seinem Seesack eine handballgroße gläserne Bong hervor.

»Du hast was. Du hast was. Sag es, komm, du hast was.«

»Nerv ihn nicht«, sagte Schenz. »Lass ihn doch erst mal ankommen. Er hat schon was, oder?«

»F-fick dich, Schenzi. Ich weiß, er war beim Zafko. Leo, du warst beim Zafko und hast eingekauft, stimmt's?«

Leo stellte die Bong auf den Boden und füllte sie mit Wasser, das er in einer Plastikflasche mitgebracht hatte. Er blickte grinsend jedem von uns ein paar Sekunden in die Augen. Dann sagte er leise, doch bestimmt: »Ich hab was.«

»Jaaa!«, schrie Sam und wuschelte Leo durch die Haare.

Leo entfaltete ein Stück Papier auf dem Boden. Er nahm eine Zigarette und fuhr einmal kurz mit der Zungenspitze darüber, sodass ein feuchter Streifen zurückblieb. An diesem brach er die Zigarette längs auseinander und bröselte den Tabak auf das Papier. Unsere Augen verfolgten jede seiner Bewegungen. Aus seiner Hosentasche holte er einen in Alufolie eingewickelten Klumpen hervor.

»Wie viel ist das?«, fragte Sam.

»So zehn Gramm.«

»Zehn Gramm? Zehn Gramm!«

»Zehn Gramm«, murmelte Schenz. »Das reicht mindestens eine Woche. Wenn wir zu viert sind ... Oder vielleicht zehn Tage, wenn ... Ach, ist ja auch egal.«

Unter der Alufolie kam ein braunes, knetbares Stück zum Vorschein. Leo hielt die Spitze über die Flamme